

Kunz

Ich muss Busse tun



Leider habe ich fürchterliche Erinnerungen an Ostern. Als Kinder mussten wir an Karfreitag mit dem Pfarrer den Kreuzweg durchexerzieren, gefühlte sechs Stunden lang bei jeder der 14 Stationen den Rosenkranz beten. Spätestens bei Station 9 – «Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz» – begann ich ernsthaft, diesen Mann zu beneiden, der sein Martyrium bereits hinter sich hatte. Auch das Osterfest bot wenig Freude. Im Gottesdienst benebelte mich der viele Weihrauch derart, dass mir den ganzen Tag lang übel war und ich keine Lust mehr hatte, an Schokolade überhaupt nur zu denken.

Gerne hätte ich diese schlimmen Traumata therapiert mit einem bösen Text über die Kirche, ihre angebliche Rückständigkeit und Lebensferne. Ich wollte aufzeigen, warum sie sich nicht wundern müsse, dass ihr die Mitglieder davonlaufen. Die zugegeben etwas plumpe Schlusspointe wäre gewesen, dass die Pfarrer vom Weihrauch wohl selber zu benebelt seien, um die Sorgen und Anliegen der Menschen im 21. Jahrhundert zu erkennen.

Doch ich muss Busse tun. Je mehr ich recherchierte, desto grösser wurde meine Verwundung. Ich entdeckte eine völlig andere Kirche, als sie es bei meinem Austritt vor über zwanzig Jahren gewesen war. Zuerst berichteten Kollegen von engagierten Predigten ohne muffiges Moralisieren oder sakrale Kalendersprüche. Dann beantworteten Pfarrer selbst meine gottlosesten

Fragen souverän und selbstironisch: Einer ermunterte mich sogar zur Kritik an der Kirche – ich würde deswegen weder am Kreuz noch im Fegefeuer landen.

«Ich würde deswegen weder am Kreuz noch im Fegefeuer landen»

Also ist es endlich an der Zeit, der Kirche ein Lob auszusprechen. Während andere Religionen im Mittelalter verharren und wichtige Debatten

verweigern, haben unsere Landeskirchen sich der Kritik an ihrer Institution gestellt und fortlaufend modernisiert. Wer dies nicht glaubt, kann sich im Internet davon überzeugen: Sowohl Kath.ch wie auch Reformiert.info bieten einen frischen, aufgeräumten und professionellen Auftritt. In Interviews erklären zum Beispiel Franz Hohler, Eveline Widmer-Schlumpf oder Roger Köppel ihren Glauben. Andere Beiträge behandeln aktuelle politische Fragen oder umstrittene Themen wie die Priesterschaft für Frauen oder die Sterbegleitung – und zwar ohne dabei die Leserschaft zu belehren oder die offizielle Kirchenposition zu verteidigen. Im Gegenteil: Bei manchen Beiträgen wundert man sich, was wohl der Papst dazu sagen würde.

Gerade bei den Katholiken hat an der Basis längst eine neue Reformation eingesetzt, während die römische Kurie dem Zeitgeist standhaft trotz. Das führt zwar zu einem schwierigen Spagat für die Gläubigen – es garantiert aber auch, dass die katholische Kirche bei aller Anpassung ihren jahrtausendealten Kompass nicht verliert. Hip sind heute alle möglichen Formen von Spiritualität wie Meditation, Yoga oder Esoterik. Dabei müsste man gar nicht so weit suchen: Lebenshilfe und Orientierung bieten auch die Landeskirchen. Ihr Auftritt ist menschennah, aber nicht anbiedernd. Ja sogar richtig cool, aber nicht zu cool. Sie verdienen Anerkennung und Unterstützung in Zeiten, in denen das Christentum zur meistverfolgten Religion der Welt geworden ist.

Vielleicht besuche ich sogar wieder einmal eine Messe. Ganz zuhinterst in der letzten Reihe, wohin es der Weihrauch nicht schafft.

Andreas Kunz,
Redaktionsleiter der SonntagsZeitung

Die andere Sicht von Peter Schneider



Jürg Jegge (r.) bei einer Veranstaltung der Zivildienstinitiative 1984

Foto: Keystone

Nicht allen geht es so an die Nieren wie dem Formel-1-Manager

Martina Frei rät, sich gut zu überlegen, ob ein Herz-CT oder ein MRI wirklich nötig ist

Angenommen, ein Arzt rät Ihnen zum Herz-CT. Es würde zeigen, ob Sie Ablagerungen in den Herzarterien haben. Nach dem Herz-CT wüssten Sie Bescheid und könnten Massnahmen ergreifen. Die Strahlenbelastung bei diesem CT ist gering. Also ja?

Halten Sie inne. Diese Untersuchung kann Sie in Teufels Küche bringen, genau wie jedes MRI, jedes Röntgenbild, jeder «Check-up». Es könnte sein, das Sie zu denen gehören, bei denen der Radiologe dabei zum Beispiel zufällig einen Rundherd in der Lunge sieht. Und dann? Angst macht sich breit. Jedes Zwicken im Brustkorb, jedes Husten wird bedeutsam. Die frühere Unbeschwertheit ist dahin.

Martina Frei,
Redaktorin Wissen



Womöglich folgen weitere Abklärungen, was den Ärzten oder Spitälerm Geld einbringt, Ihnen aber weitere Sorgen.

Natürlich gibt es Beispiele wie Flavio Briatore, den früheren Formel-1-Manager, bei dem dank einer Vorsorgeuntersuchung frühzeitig Nierenkrebs entdeckt wurde. Aber das gibt es auch in der Lotterie: Einer zieht den Hauptgewinn – und die ganz grosse Mehrheit zahlt drauf. Für Untersuchungen, die gemacht werden, ohne dass ein Mensch Beschwerden hat, gilt dasselbe. Es geht häpf-chläpf – und die Vorsorgeuntersuchung wird zur Sorgeuntersuchung.

Selbst bei Screeningverfahren, die erwiesenermassen nützen, ist

dieser Nutzen statistisch klein. Zum Beispiel das Lungenkrebs-Screening für Raucher: Bei 600 von 1000 Untersuchten finden sich Rundherde in den Lungen. 560 müssen weiter beobachtet werden. 35 brauchen intensivere Abklärungen, was mit Risiken verbunden ist. 15 haben tatsächlich Lungenkrebs, aber nur 10 von ihnen gute Chancen.

Angenommen, ein Arzt rät Ihnen zum Herz-CT: Überlegen Sie sich, in was Sie geraten könnten. Lassen Sie sich alles erklären, hinterfragen Sie. Und wenn Sie Vertrauen haben zu Ihrem Arzt und den Eindruck, es stecken keine finanziellen Interessen dahinter, entscheiden Sie klug. **Wissen — 57**

Die Strukturen der Armee müssen sich der Realität anpassen

Christian Brönnimann über den Personalmangel in der Schweizer Armee und die Notwendigkeit der anstehenden Reform

Der Schweizer Armee fehlen die Leute – und zwar sowohl einfache Soldaten als auch Kader. Dass Truppenkommandanten an ihren Aufgaben scheitern, nur weil die entscheidenden Spezialisten abgesprungen sind, führt zu Ineffizienzen, Leerläufen und Frust bei allen Beteiligten.

Deshalb ist es richtig, den Bestand der Armee zu verkleinern, wie es mit der anstehenden Reform «Weiterentwicklung der Armee» geplant ist. Die Strukturen müssen sich der Realität anpassen.

In der Realität hat die Armee nun mal nicht mehr dieselbe Stellung wie in Zeiten des Kalten Krieges. Selbst ein gestandener Oberst

Christian Brönnimann,
Redaktor Recherchedesk



im Generalstab sagt heute unumwunden, es sei nachvollziehbar, wenn junge Männer lieber Uniprüfungen vorbereiteten, statt in den WK einzurücken. Das will etwas heissen.

Der Personalmangel beschränkt sich aber nicht nur auf Milizmilitärs. Auch Berufsoffiziere sind knapp. Forscher der ETH Zürich untersuchten die Gründe von Kündigungen von Berufskadern. Fehlende Wertschätzung und Nichtbeachtung von eigenen Wünschen stehen ganz zuoberst auf der Liste. Die Armee muss also alles daransetzen, ihre Attraktivität zu steigern – sowohl als Ausbildungs- als auch als Arbeitsstätte.

Die «Weiterentwicklung der Armee» bietet eine gute Gelegenheit dazu. Wichtige Massnahmen sind bereits aufgegleist. Dank einer engeren Koordination mit den Hochschulen soll beispielsweise die Vereinbarkeit von militärischer Kaderlaufbahn und ziviler Ausbildung verbessert werden. Oder neue Zertifikate sollen den Wert der militärischen Ausbildung in der zivilen Welt steigern. Solche pragmatischen Lösungen weisen die Richtung: Die Armee plant nicht «blind» vor sich hin, sondern orientiert sich am Machbaren und an den aktuellen Gegebenheiten. Nur so steuert sie in eine gesunde Zukunft. **Schweiz — 5**